

DIE FACKEL

Nr. 121

WIEN, MITTE NOVEMBER 1902

IV. JAHR

[Der gefesselte Journalist]

Gefesselt wurde — so wehklagt es im österreichischen Blätterwald — ein Journalist in *Deutschland* über den offenen Marktplatz geführt. Traurige Zustände, gewiß. Aber lange nicht so traurig, wie wenn ein Journalist den Staatsanwalt gefesselt über den Marktplatz führt!

* * *

[Das Ordens— und Adelsgeschäft in Österreich]

Die Abg. Breiter und Genossen interpellieren den Minister—Präsidenten:

»Am 18. Dezember v. J. und am 6. März d. J. richtete ich an den Minister—Präsidenten zwei Interpellationen bezüglich des 'skandalösen Gebahrens des persischen Gesandten am Wiener Hofe *Neriman Khan*' und forderte dessen Entfernung. Am 19. Mai hat der Herr Minister—Präsident meine Interpellationen beantwortet und zu meiner nicht geringen Überraschung *Neriman* in Schutz genommen und zwar: betreffs des persischen Textilmonopols wollte der Herr Minister—Präsident *Neriman* reinwaschen, indem er die Schuld auf einen Österreicher, den persischen Sektionschef in Disponibilität, *Kolischer*, zu schieben versuchte ... Die Erklärung des Herrn Minister—Präsidenten betreffs des dem *Neriman* von mir zur Last gelegten *Ordens— und Titelschachers*, wonach man *Nerimans* Verhalten nicht für unkorrekt bezeichnen könne, ist ganz unbegreiflich, da, abgesehen von sonstigem Material, in dem von der Witwe *Schoßberger*, gegen *Neriman* beim Obersthofmarschallamte angestregten Prozesse *Nerimans* eigenes Geständnis vorliegt, mit *Schoßberger* einen Vertrag geschlossen zu haben, in welchem er sich verpflichtet hatte, letzterem gegen Zahlung von 130.000 fl die *österreichische* Baronie und den Orden der Eisernen Krone 2. Klasse zu verschaffen. *Die Haltung des k. k. Ministeriums* des Äußern, welches gleichzeitig Ministerium des kaiserlichen Hauses ist und das durch das ungestrafte Treiben eines derartigen Individuums den Wiener Hof und die Regierung vor der ganzen Welt kompromittieren läßt, ist umso unerklärlicher, als gelegentlich der Beschwerdeführung *Kolischers* gegen *Neriman*, dessen letzteren Verhalten in Sachen des Textilmonopols von den maßgebenden österreichischen Autoritäten als den österreichischen Interessen feindlich bezeichnet worden sei, *Neriman Khan* den gerichtsordnungsmäßig gemachten Vorwurf eines Erpressungsversuches ohne Protest auf sich sitzen ließ, und die sein Verhalten in dieser Angelegenheit bezeugenden hohen Funktionäre

des österreichischen Handelsministeriums und des Niederösterreichischen Gewerbevereins aufs Größte beschimpfte, wovon das Ministerium des Äußern amtlich Kenntnis erhalten hat. Überdies erfahre ich, daß das Ministerium des Äußern erklärt haben soll, über die amtlichen Versicherungen des früheren k. u. k. Gesandten zu Teheran, v. Eperjesy, und des jetzigen, Baron Hammerstein, hinwegzugehen und lediglich den diese beiden Gesandten dementierenden Mitteilungen Neriman Khans Glauben schenken zu wollen, wozu ich speziell hervorhebe, daß einer dieser beiden k. u. k. Gesandten, welche man von einem Neriman Khan ungestraft der Lüge zeihen läßt, nämlich Baron Hammerstein, auch dem k. u. k. Offizierskorps als Rittmeister, überkomplett im 6. Husaren—Regimente angehört. Wir besitzen für all dies den dokumentarischen Nachweis, und wenn nicht Gerechtigkeit geschaffen wird, so wären wir genötigt, die Angelegenheit in anderer Form hier im Hause zur Sprache zu bringen und das Dokumentenmaterial zu verlesen. Die Unterzeichneten stellen daher folgende Anfragen: Ist der Herr Minister—Präsident geneigt, gemeinschaftlich mit uns das von uns angebotene Beweismaterial zu prüfen und nach Richtigbefund unserer Anschuldigungen

1. Von der persischen Regierung die sofortige Abberufung Neriman Khans und Genugtuung für dessen skandalöses Treiben verlangen zu lassen.

2. Jene Funktionäre zur Verantwortung zu ziehen, welche die falschen Auskünfte gaben, die der irrigen Interpellationsbeantwortung vom 1. März zugrunde lagen und Nerimans verbrecherisches Treiben vertuschen sollen.

3. Dafür zu sorgen, daß auch in dieser Angelegenheit die in seiner Antrittsrede als Justizminister proklamierten Grundsätze des gleichen Rechtes für alle und der Unstatthaftigkeit der Rechtsbeugung zur Geltung kommen?

Fern aller Sympathie für Herrn Breiter, der neulich seine Immunität zur Beschimpfung eines Offiziers und zur Verweigerung der Genugtuung benützt hat, jetzt aber für die Offiziersehre besorgt ist, hielt ich mich doch für verpflichtet, die voranstehende Interpellation der Vergessenheit des Reichsratsprotokolls zu entreißen. Ob ihre Anwürfe berechtigt sind, darüber wird Herr v. Koerber endlich Klarheit schaffen müssen; gewiß ist sie gleich dem kürzlich in Prag verhandelten Prozeß geeignet, die Mysterien zu erhellen, die in Österreich—Ungarn das Ordens— und Adelsmachergeschäft umgeben. Wenn sich die Herren im Parlament in den Ruhepausen ihrer Pöbelhaftigkeit nicht bloß um die Machenschaften zwischen einem persischen Gesandten und einem ungarischen Börseaner, sondern auch darum kümmern möchten, wie in Österreich *unter dem Regime Koerber* Nobilitierungen und Ordensverleihungen vollzogen werden, so wäre dies freilich noch vernünftiger. Vielleicht interessieren sich diese berufsmäßig neugierigen Herren, deren Interpellationen die prononciert liberale Regierung immer wieder mit einer Frage beantwortet, dafür, *welchen Zwecken* die ermäßigten Taxen zugeführt werden, für die neuestens das Wörtchen »von« in Österreich zu haben ist, ob sie zur Erbauung von Spitälern oder zur Bestechung von Journalisten verwendet werden, ob Herr v. Koerber aus eigener Kenntnis der Wiener Gesellschaftsverhältnisse die Ernennungen und Verleihungen befürwortet oder ob ihm dabei Herr Jacob Herzog von der 'Montagsrevue' behilflich ist. Der in den 'Fliegenden Blättern' längst veraltete Humor des Parvenutums beginnt sich in der österreichischen

Wirklichkeit in unerträglicher Weise breit zu machen. Einem für 100.000 Gulden geadelten Handelsmann wurde, da er eine Woche nach der Nobilitierung starb, das Totenzimmer mit Emblemen ausgestaffiert. Ein Herr Redlich wurde — man weiß nicht, unter welchem Vorwand — von Herrn Koerber dem Adelsstand aufgedrängt und schenkte den Freunden seines Hauses als bleibende Erinnerung Billetts, auf die er sein Wappen malen ließ; ein Opfer der Regierung Koerber, fällt er den Leuten mit der Frage ins Haus, ob sie schon wüßten, daß Se. Majestät geruht habe usw. Er fühlt die Verpflichtung, sich »politisch« zu betätigen, sendet an ein feudales Blatt eine Zuschrift, worin er als die einzige Lösung der Sprachenfrage das Mittel empfiehlt, daß alle Österreicher verhalten werden, Französisch zu lernen, und ist so felsenfest überzeugt, daß er jetzt blaues Blut in den Adern habe, daß er bei dem geringsten Zweifel sofort »aus dem Palais« gerät. Was fällt nur Herrn v. Koerber ein? Ein munteres Lebemännlein keucht neuestens unter der schweren Bürde des »kaiserlichen Rats«—Titels dahin, und auch an zahlreichen anderen Personen zeigen sich die Verheerungen, die das neuliberale Regime angerichtet ... Nun muß ich geradewegs bekennen, daß ich selbst es für das vernünftigste Prinzip halte, wenn der Staat die Auszeichnungen, die er zu vergeben hat, *verkauft*. Aber die Steuer, die der menschlichen Eitelkeit auferlegt wird, müßte zur Unterstützung wohltätiger Bestrebungen und nicht ausschließlich zur Stärkung des Reptilienfonds verwendet werden. Der Vorgang müßte eben der folgende sein: Herr X. spendet nicht mehr 100.000 Gulden für sekrete Zwecke, über die die Regierung nicht Rechenschaft geben muß, und wird nicht mehr unter Hinweis auf sagenhafte Verdienste zum Ritter geschlagen, sondern Herr X. verpflichtet sich, zur Errichtung einer Heilstätte für Tuberkulose 100.000 Gulden zu spenden, und wird in öffentlicher Anerkennung dieses wirklichen Verdienstes ausgezeichnet. Titel und Orden würden, wenn ein Minister den Mut zu solcher Neuerung hätte, weder im Werte noch im Preise sinken, aber gemeinnützigen Absichten wäre die großmütigste Förderung gesichert. Bei uns freilich adelt man lieber die Protzen, um die Schmöcke besser bestechen zu können ... Was den Fall des persischen Gesandten betrifft, der ein Termingeschäft in österreichischer Baronie entrieren wollte, so bin ich bereit, den interpellierenden Abgeordneten, denen »die Haltung des k. k. Ministeriums des Äußern unerklärlich« ist, an Stelle des Herrn v. Koerber, der's wohl nicht gern tun wird, die Haltung des Ministeriums des Äußern zu erklären: Sektionschef des Grafen Goluchowski ist Herr *Alexander Ritter von Suzzara*. Neriman's, des Adelsvermittlers, Gattin — eine geborne Prinzessin Dadian von Mingrelien und Suzzara's, des österreichischen Sektionschefs, Gattin sind Schwestern. Somit ist die Sache erledigt und jede weitere Interpellation ein Eingriff ins Familienleben.

* * *

[Polizei—Exzesse]

»Wenn behauptet wird, daß die Sicherheitswache animos und voreingenommen vorgegangen wäre, so erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß die Sicherheitswachen, die in diesem Falle engagiert waren, Leute waren, die erst in den Abendstunden in der im IV. Bezirk befindlichen Wachkaserne konsigniert worden waren. *Es waren Wachen, die um 1 Uhr aus einem 24stündigen Dienst getreten sind, die für die Abendstunden einberufen worden waren und die direkt aus der Sicherheitswachkaserne auf den Columbusplatz und von da vor das Arbeiterheim geführt wurden.*«

So hat der Polizei—Regierungsrat Brzesovsky in der Debatte des Abgeordnetenhauses gesprochen, nach der die Polizei—Exzesse bei der Favoritenwahl, weil sie durch parlamentarische Schimpfexzesse bereits genügend bestraft sind, wohl ungestraft bleiben müssen. Es sei denn, daß die Strafe jene träfe, die an der — nach der Aussage des Regierungsvertreters nicht mehr zu bezweifelnden — Animosität und Voreingenommenheit der Sicherheitswachen, welche den Hausfrieden des Arbeiterheims brachen, Schuld tragen. Niemals noch hat, wenn etwa in der zwanzigsten Dienststunde des Lokomotivführers ein Eisenbahnunglück geschah, der sozialpolitische Mut unserer Gerichte gewagt, den Eisenbahnbetriebsdirektor auf die Anklagebank zu setzen; aber ihre sozialpolitische Einsicht hat jedesmal, wenn sie sich zum Freispruch des Lokomotivführers aufschwang, über den Direktor das Urteil — ein logisches statt des judiziellen — gefällt. Und diesmal sollten — nach dem Wunsch einer Partei, die sich sozial und demokratisch nennt — statt ihrer Vorgesetzten die Wachleute verurteilt werden, die, weil sie um 1 Uhr mittags aus 24stündigem aufregendem Dienste traten und drei bis vier Stunden später zu aufregenderem Dienste wieder einberufen wurden, aufgeregt, aufgereizt und, in der eigenen Ordnung — jener der körperlichen Funktionen — gestört, gefährlich für die öffentliche Ordnung sein mußten? Der Regierungsrat Brzesovsky hat die exzedierenden Wachleute entschuldigt: denn er hat ihre Vorgesetzten angeklagt. An dem Tatbestand war nicht zu rütteln: daß die Sicherheitswachen exzediert haben. Aber der Anklage, die sich auf diesen Tatbestand gründet, war das richtige Ziel gewiesen, als bewiesen war, daß die Wachleute exzedieren mußten. Der Störung der öffentlichen Ordnung haben sich die Beamten schuldig gemacht, die, um sie zu schützen, auf die Volksmasse eine Rotte von Schlaftrunkenen losließen, die bald, im verzweifelten Bemühen, durch Alkohol die Lebensgeister aufzustacheln, auch biertrunken waren.

Die Vorgesetzten unseres Sicherheitswachkorps haben triftige Gründe zur Milderung des Schuldurteils, wenn nicht zum Freispruch. Zu einer mit der öffentlichen Sicherheit unvereinbaren Ausbeutung der Kräfte ihrer Beschützer zwingt die geringe Zahl der Sicherheitswachen. So hätten denn alle Sozialen zuvörderst die Vermehrung der Sicherheitswachen zu verlangen. Aber es muß endlich auch ausgesprochen werden, was seit langem alle Kenner unserer Polizeizustände sich eingestehen: daß nicht bloß die Zahl der Sicherheitswachen unzureichend, sondern die ganze Organisation verfehlt ist. Die Uniform, in die man Wiener Vorstadthausmeister steckt, macht sie nicht tauglich, behördliche Organe zu sein, und man braucht nicht zu den fernsten Grenzen des Stadtgebiets zu wandern, sondern nur nächtens, durch die Straßen der Inneren Stadt schlendernd, den Verhandlungen zu horchen, in denen der Austausch polizeilicher Gunst gegen die kostenlose Liebesgunst der Prostituierten festgesetzt wird, damit man von polizeilichen Übergriffen erzählen könne. Vergebens bleibt das Bemühen, durch militärische Äußerlichkeiten dem zivilen Körper der Sicherheitswache den militärischen Geist der Pflicht aufzupropfen. Die öffentliche Sicherheit gegen die ärgste Gefahr zu schützen, die ihr heute droht, gegen die Gefährdung durch ihre Hüter, gibt es nur ein Mittel: Man ersetze die Sicherheitswache durch eine militärische Truppe. Man schaffe eine Wiener Stadtgendarmarie!

†

* * *

Die neunjährige Schulpflicht

Ein Bürgerschullehrer schreibt mir:

Die modernste der papierenen Phrasen in unserem öffentlichen Leben ist die Forderung der neunjährigen Schulpflicht. Auf dem St. Pöltener Lehrertag ist sie freilich nur schüchtern — bloß als Zukunftsforderung — erhoben worden. Aber schon hat die Phrase die Geister zu scheiden begonnen: die »freisinnigen«, die die neunjährige Schulpflicht, weil sie zu teuer wäre, noch nicht zu verlangen wagen, und die »reaktionären«, die sie aus dem gleichen Grunde bereits heftig bekämpfen und dafür die siebenjährige Schulpflicht zur Parole machen.

Bevor man, auf dem Boden realer Wirklichkeit stehend, sich für die eine oder die andere Phrase entscheidet, lohnt es wohl die Mühe, zu untersuchen, eine wievieljährige Schulpflicht wir eigentlich heute in Österreich haben. Der gebildete Ignorant wird freilich ein derartiges Unterfangen von der stolzen Höhe seines Zeitungswissens herab belächeln. In seinem Leibblatte hat er es ja oft gelesen, in Versammlungen und bei Festreden oft gehört, daß das Reichsvolksschulgesetz — die »Perle der österreichischen Gesetze« lautet die offizielle Benennung — die *achtjährige Schulpflicht* vorschreibt, und er, der dies Gesetz nie gelesen, plappert nach, was ihm vorgeschnattert wurde. Aber die Perle der österreichischen Gesetze enthält diese Bestimmung gar nicht, sondern der bezügliche Passus des Reichsvolksschulgesetzes lautet: »*Die Schulpflicht dauert vom vollendeten sechsten bis zum vollendeten vierzehnten Jahre.*« Der an den Brüsten voraussetzungsloser Bildung Gesäugte wird ob solcher Widerlegung seiner Meinung wieder nur ein verächtliches Lächeln seine Lippen umspielen lassen. Er weiß, daß $6 + 8 = 14$ ist, daher schwört er auch auf die achtjährige Schulpflicht. In der Praxis freilich können die weitaus meisten Kinder nicht mit dem vollendeten sechsten Jahre ihrer Schulpflicht zu obliegen beginnen; aber die weitaus meisten Kinder endigen, da dies gesetzlich gestattet ist, mit dem vollendeten vierzehnten Jahre den Schulbesuch.

»Eintreten« kann man bei uns in Österreich nur an bestimmten Tagen — in Wien am 15. September —, denn eine tägliche Schüleraufnahme wäre ein Unding. So segensreiche Wirkungen nun auch das Schulgesetz hatte, so weit reichen diese doch noch nicht, daß es imstande gewesen wäre, den Hebemüttern nur am 15. September jeden Jahres Beschäftigung zu geben und sie für die übrige Zeit zu Nichtstuerinnen, die auf Fehlgeburten lauern, zu verurteilen. In reichsdeutschen Stadtschulen eröffnet man die Parallelklassen zweimal des Jahres, zu Ostern und zu Michaeli, läßt aber die Kinder auch nur zu diesen Zeiten austreten. Dort mag es annähernd eine achtjährige Schulpflicht geben, bei uns nicht. Unsere Kinder besuchen in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Schule nur sieben *bis höchstens* acht Jahre. Das heißt, sie sollen sie solange besuchen; ob sie's tun, ist eine andere Frage, denn Schulpflicht ist nicht Unterrichtszwang. Pflicht und Zwang ist zweierlei. Auch der Journalist und der Politiker haben ihre Pflichten, vor allem die, wahr zu sein. Aber so lange sie zur Erfüllung dieser *Pflicht* nicht

durch einen *Zwang* angehalten werden können, ziehen sie mit wenigen Ausnahmen die fette Lüge der mageren Wahrheit vor. Eine *Schulpflicht* ohne *Unterrichtszwang* bedeutet für viele Kinder eigentlich nur ein Führen ihrer Namen auf dem geduldigen Papiere der Kataloge, und die neunjährige Schulpflicht sollten daher in erster Linie die Papierinteressenten, die Federnfabrikanten und die Tintenerzeuger begrüßen.

Unsere achtjährige Schulpflicht ist aber umsoweniger eine achtjährige, als jede Gemeinde nach einer ihr gesetzlich vorgelegten Musterkarte sich die Art und Weise aussuchen kann, wie sie ihre Kinder in den beiden letzten Jahren der Schule entziehen will: Halbtagsunterricht auf diesen Jahresstufen, Unterricht nur im Winter, Unterricht nur an einigen Tagen der Woche in ihren mannigfaltigen Kombinationen drücken nebst den eben erörterten Verhältnissen die Schulpflicht in der großen Mehrheit der Fälle tief unter eine siebenjährige herab. Der *Schulpflicht* wäre ja schließlich auch durch wöchentlich einmal stattfindende Kontrollversammlungen der Schüler — mit oder ohne Zde—Frage — Genüge geleistet. Manche Arten dieser Schulbesuchserleichterungen — dies ist der offizielle Name — heißen auch Schulbesuchsbefreiungen. So zum Beispiel kann jedes Kind, das in der Zeit vom 15. Februar bis zum 15. Juli eines Jahres das vierzehnte Lebensjahr vollendet, bereits am 1. März, und jedes, das in der Zeit vom 15. Juli des einen bis zum 15. Januar des nächsten Jahres vierzehn Jahre alt wird, in Wien bereits am Ferienbeginne austreten, wenn die Eltern darum ansuchen. Ja selbst an unseren *Wiener Bürgerschulen* gibt es solche »Erleichterungen«, obwohl das Gesetz klipp und klar ausspricht, daß sie nur an *Volksschulen* zu finden sein dürfen. Diese Art der Herabdrückung der Schulpflicht geschieht auf so originelle Weise, daß ihr Erfinder gewiß auch »wert eines Kreuzleins wär'«.

Die dabei in Behandlung genommenen Kinder werden nämlich an jene Volksschule rückversetzt, die sie ehemals besuchten. Nicht vielleicht wirklich, *denn sie sehen diese Schule nur von außen, wenn sie zufällig vorübergehen*, sie wohnen dort keine Minute dem Unterrichte bei, sie gehen vielmehr bis zur Erledigung ihres Gesuches, das die Eltern einzubringen haben, ruhig in die Bürgerschule, aber auf dem Papiere sind sie Volksschüler geworden. Und die Volksschule erhält nun eines Tages den behördlichen Auftrag, für so und so viele ihrer ehemaligen Schüler, die ein, zwei oder zweieinhalb Jahre sie bereits verlassen haben. Zeugnisse zu »verfertigen«. Das Wie ist Nebensache. Ein Königreich für ein Entlassungszeugnis! Diese werden dann den Kindern in der Bürgerschule übergeben, dort haben sie den Empfang zu bestätigen, und damit sind sie mit *Schulbesuchserleichterung oder Schulbesuchsbefreiung aus der Volksschule entlassen*. Und solche gewiß staunenswert einfache Auslegung des Gesetzes wird nicht etwa weit abseits von der großen Heerstraße, in einem »vom Klerikalismus verseuchten« Winkel Österreichs, sondern in der Reichshaupt — und Residenzstadt Wien geübt. Sie stammt aus alter Zeit — ihr Erdenker gehörte derselben Partei an, die das Reichsvolksschulgesetz geschaffen und stets so mutvoll verteidigt hat. Diese Praxis stammt aus einer Zeit, da »die finstere Hand der Reaktion noch

nicht über Wien grinste«, wie ein freisinniger Führer einst so poetisch sagte.

Die Schule ist aber auch gegen Schulschwänzerei völlig machtlos. Die heute eingeführten Mahnschreiben und Anzeigen führen nur in seltenen Fällen zu einem Ergebnisse. Daran ist nebst manchem andern der schleppende Gang schuld, in dem der heilige Bürokratius alles erledigt, und vielleicht noch mehr die alte österreichische Eigentümlichkeit, zwar Gesetze zu besitzen, aber nur selten einen Mann, der sich getraut, sie anzuwenden. Es würde zu weit führen, dies näher zu erörtern. Ich beschränke mich nur auf eine Konstatierung. In dem Buche: »Die Wiener Schulverwaltung« von Franz Pehm, das nach *authentischen* Quellen gearbeitet ist, wird das Folgende angegeben: Von den über Eltern verhängten Schulstrafen wurden bezahlt, respektive abgesessen: im Jahre 1891 — 19%; 1892 — 16%; 1893 — 15%. Man sieht hieraus, daß es auch einen großen Unterschied zwischen *Strafe* und *Strafvollzug* gibt. Neuere Daten werden nicht mehr veröffentlicht. Wahrscheinlich stehen wir heute, da der lächerlich geringe Prozentsatz schon vor zehn Jahren von Jahr zu Jahr konstant fiel, so nahe an 0%, daß man sich bereits schämt, dies öffentlich bekanntzugeben.

So sieht die achtjährige Schulpflicht in Wien und Niederösterreich aus: *sie sinkt in der Mehrzahl der Fälle tief unter 7 Jahre herab*. Wie es erst in anderen Ländern damit aussieht, beweisen die $\frac{2}{3}$ Analphabeten unter der Bevölkerung Galiziens, Dalmatiens und der Bukowina. »Aufklärung« tut heute dringend not: vor allem Aufklärung darüber, daß es gut wäre, zuerst eine siebenjährige Schulpflicht zu haben, bevor man eine neunjährige verlangt. Und besser als eine 20jährige Schulpflicht wäre ein *achtjähriger Schulzwang*.

* * *

Die neue Zeitung

Was die journalistische Tat der Compagnie Sitiger & Kanner nicht bloß tadelnswert, sondern geradezu strafwürdig erscheinen läßt, ist, daß sie alle Schändlichkeiten und alle Dummheiten der 'Neuen Freien Presse' legitimieren hilft, daß sie der Kompagnie Bacher & Benedikt, die man glücklich der allgemeinen Mißachtung überliefert wähnte, die Gloriole der Unentbehrlichkeit verschafft, daß sich der Gemüter eine wirkliche und wahrhaftige Nostalgie nach dem Schlechten zu bemächtigen anfängt, von dessen Einfluß sie sich vorzeitig emanzipiert haben. Nichts ist für diese Stimmung bezeichnender als das Wortspiel, in dem der Freisinn der Börse seine Enttäuschung ausdrückt: die 'Neue Freie Presse' könne einem wohl die Zeit, nie aber werde die 'Zeit' die 'Neue Freie Presse' vertreiben; und selbst jene geistig avancierteren Leser, denen die Staatsverbrecherin aus der Fichtegasse nicht mehr als ein Nachrichtendienstbote war, die mit Begeisterung die Gelegenheit ergriffen, ihre Wohnung zu reinigen, und alle Hoffnung auf die Reformtat des J. Singer setzten, beginnen bereits schüchtern die 'Neue Freie Presse' von weiterabonniehenden Hausgenossen auszuleihen. Und dieser fluchtartigen Umkehr vermag nichts Einhalt zu gebieten, nicht einmal der gewiß versöhnliche Entschluß des Herrn Otto Julius Bierbaum, seine »Weltpredigten« einzustellen. Was soll man auch mit einem Blatt anfangen, in dessen ledernem Inhalt ein

Beitrag von St—g als humoristischer »Schlager« wirken würde, eine Spalte von Th. Thomas als geistige Erquickung? Vergebens bemüht sich die 'Zeit', alle stilistischen und sachlichen Dummheiten der 'Neuen Freien Presse' nachzuahmen, genau dasselbe an Unbildung und schlechtem Deutsch zu bieten, was den Lesern im altgewohnten Rahmen bisher geboten wurde: Die Leser wollen nicht und »abonnieren ganz selbst« wieder die 'Neue Freie Presse'. Der große Zug fehlt und die Übersichtlichkeit, die die kleinen Entgleisungen erst zum Freskobild des Schmocktums gestalten würde.

Herrn Singer's Dilemma wirkt nachgerade herzbrechend. Zwischen dem Drang, alle Unsitten der 'Neuen Freien Presse' zu befolgen, und dem besseren Eifer, die Weisungen der 'Fackel' mißzuverstehen, sehen wir ihn unentschlossen das Geld der hinter ihm stehenden Zucker— und Textilgrößen verwirtschaften. Eine ähnliche Unabhängigkeit eines Blattes von seinen Geldgebern ward wirklich noch nicht erschaut. Und selbst den Wandel, den die 'Zeit' neuestens in ihrer Politik durchgemacht hat — sie ist von der Wollust des Ministerstürzens merklich zu Koerberfreundlicher Haltung abgeschwenkt —, kann ich mir nur damit erklären, daß die geldgebenden Industriellen anlässlich der letzten Anteilzahlung die Alternative stellten, entweder werde der aggressive Ton gegen Herrn v. Koerber *beibehalten* oder sie müßten ihre Hilfe dem Blatte entziehen, und daß die Leitartikler der 'Zeit', auf ihre Unabhängigkeit pochend, die Regierung fortan loben zu wollen erklärten ...

Wie die 'Zeit' besser von der 'Neuen Freien Presse' als von der 'Fackel' zu profitieren weiß, dafür gab es in den letzten Wochen zahlreiche Exempel. Ein Adept der Neuen Freien Mythologie scheint am 13. November jenen Artikel verfaßt zu haben, in dem breitspurig und mit lieblichem Witz die Geschichte von einem gepfändeten Winterrock erzählt wird, den der Besitzer nicht losbekommen kann, weil er mit einer versiegelten Spagatschnur umwickelt ist, — jenen Artikel, an dessen Schluß es wörtlich heißt: »Und wenn heute das bisher so freundliche Thermometer sich um einige Grade nach abwärts verirren sollte, so müßte ein moderner *Sisyphus*, in seinen Havelock gehüllt, vor dem warmen, aber gepfändeten Ideal, dem Winterrock, stehen, der in seinem Besitze ist, den er täglich bewundern, befühlen, ja einsperren, nur nicht anziehen darf«. Nun, jener Götterliebhaber, den der Mann meint, hieß *Tantalus*. Eine Sisyphus—Arbeit ist es dagegen z. B., die von westeuropäischer Kultur erfüllten Herren von der 'Zeit' auf ihre Schnitzer zu verweisen und zur Bescheidenheit zu erziehen. Denn gleich in derselben Nummer der 'Zeit' wird darüber Klage geführt, daß der — marmorne — Albrechtsbrunnen gesäubert wird: Die »Patina« geht verloren! ...

Die Herausgeber der 'Zeit' haben bemerkt, daß die 'Neue Freie Presse' ihre eigenen Familienangelegenheiten wie Weltereignisse ausposaunt. Flugs wird, wenn in der Kärnthnerstraße ein Passant vor dem zärtlich betreuten »Depeschensaal« stehen geblieben ist, eine Notiz geschrieben. In Wahrheit »staut sich die Menge« dort höchstens zu dem Zwecke, um das Kuriosum eines Depeschensaals, der keine Depeschen enthält, zu bewundern oder der Frage nachzugrübeln, welchem kulturaktuellen Zwecke die neulich ausgestellten Photographien des Badener Bürgermeisters und des Badener Vizebürgermeisters dienen sollen. Aber kein Mittel der Selbstreklame ist den Herren zu schäbig, und als letzthin die kindische Projektion von Bildern der gewählten Landtagskandidaten wirklich zu einem Straßentumult geführt hatte und die 'Arbeiter—Zeitung' ironisch den Kulturwert solcher Schausstellungen bezweifelte, bestand Herr Singer darauf, »eine kulturelle Tat« vollbracht zu haben: in der Demonstration vor dem Depeschensaal sei »ein großstädtischer Zug« gelegen, es sei die »Pflicht einer großstädtischen Presse«, das »Interes-

se am politischen Leben zu wecken und wach zu erhalten«. Diese Pflicht erfüllte Herr Singer auch damit, daß er in einer Extraausgabe der 'Zeit' die Sensation des Tages verkündete: Die Wahlkommission habe ihn, weil er seine Legitimation »verlegt« hatte, zur Ausübung seines Wahlrechts nicht zugelassen! Ein Dienstmann, der in gleicher Lage war, sei ohneweiters agnosziert worden, er, der Universitätsprofessor, nicht ... Aber Herr Singer, der es offenbar besser versteht, eine Wahllegitimation zu verlegen als ein Tagesblatt, tut der Kommission Unrecht: Dem Dienstmann glaubte man eben, daß er ein Dienstmann sei, und hätte Herr Singer sich als Zeitungsherausgeber vorgestellt und nicht als Universitätsprofessor, so hätte man ihn gleichfalls ohne weitere Umstände agnosziert ...

Einen besonders drolligen Fall von Reklamemacherei enthielt auch die Nummer vom 5. November. Tags zuvor hatte die 'Zeit' den Präsidenten des Herrenhauses, Fürsten Windischgrätz, wegen eines Versehens bei der Abstimmung über den Antrag Kottulinsky angeulkt. Bekanntlich drehte sich die Debatte um die Frage, ob das Gesetz gegen den Terminhandel nach zwei oder erst nach drei Monaten in Kraft treten solle — also wieder um eine Art Terminhandel —; der Präsident, der sich beim Abzählen geirrt, enunzierte die Beschlußunfähigkeit des Hauses. »Vermutlich bereitet ihm«, schrieb die 'Zeit' am 4. November, »die Frage, wie dieser faux pas gutgemacht werden könnte, manche schwere Stunde«. Aber am 5. November hieß es: »*Bemerkenswert ist, daß der Präsident Fürst Windischgrätz, aufmerksam gemacht durch die bezügliche Publikation der 'Zeit', sich wegen seiner irrtümlichen Enunziation in der letzten Sitzung, das Haus sei »beschlußunfähig«, während es in der Tat beschlußfähig war, in der heutigen Sitzung entschuldigte*«. Die psychische Verfassung des Fürsten Windischgrätz muß demnach eine seltsame gewesen sein. Ein faux pas bereitete ihm »schwere Stunden«, bevor er noch auf ihn durch die 'Zeit' aufmerksam gemacht wurde ... Bei Besprechung des Wahlschauspiels in Favoriten (8. November) ist der 'Zeit' das herrliche Bild ent-rutscht: »Dies war nur die ungefährliche Unterströmung des *von Selbstbefriedigung überströmenden Volkes*«. Der von Selbstbefriedigung überströmende Professor Singer läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sein rühmliches Wirken entsprechend hervorzuheben.

Er ist und bleibt der dankbarste Leser der 'Zeit'. Aber aus den dreiund-einhalb Jahrgängen der 'Fackel' hat er leider bloß die Anregung geschöpft, das »anständige Tagesblatt großen Stils« zu gründen. Von den guten Wirkungen der 'Fackel' erfährt man nichts, da es keine Statistik unterlassener Schandtaten gibt. Herr Singer, Professor der Statistik, gibt bloß von den schlechten Wirkungen der 'Fackel' Kunde. Da ist ihm die wiederholte Brandmarkung, die dem unanständigen Inseratenwesen der Tagespresse durch die 'Fackel' widerfuhr, zu Kopf gestiegen, und er ging hin und tat desgleichen. Aber angesichts der sittlichen Dummheit, die am 1. November in den Spalten der 'Zeit' tobte, muß ich meinen Kampf bereuen. Unter dem Titel »Wiener Rückenmarksstudien« ward da den Lesern wohl die monströseste Geschmacklosigkeit aufgetischt, die je ein Wiener Zeitungsmann gewagt hat. Es wurde gezeigt, welche Genüsse sich dem reichen Fremden in Wien bieten, wenn er an der Hand eines säuischen Inserats der 'Neuen Freien Presse' die Freuden des Großstadtlebens kennenlernen will. Es bleibe hier ununtersucht, ob und wieweit die Herren von der 'Zeit' an der *Einrückung* des Inserates beteiligt sind, und ich will dem Gerücht nicht glauben, das da von einem Manöver unlauterster Konkurrenz munkelt. Nicht der Dolus, sondern die Dummheit fesselt mein Interesse an der Affäre. Emphatisch verkündet die 'Zeit', daß auf das Inserat 167 Briefe eingelaufen seien, und breitet das »erschreckende Ma-

terial« aus, das die Folge eines einzigen dieser Briefe war. Und mit Donnerton ruft es der reine Tor der 'Zeit', »Aristokratinnen, Erzieherinnen, Künstlerinnen, Kunstelevinnen«, alles, was er nur wollte, und sogar ein vierzehnjähriges Kind sei dem reichen Fremden zugeführt worden. Pikante Details bringt Herr Singer nicht und Adressen auch nicht. Man glaubt's ihm auch so ... Die 'Fackel' bekämpft die unanständigen Inserate, Herr Singer entrüstet sich über deren »Folgen«. Die 'Fackel' steht auf dem Standpunkt, daß ein Strafgesetz, das die private Gelegenheitsmacherei, die nicht verführt oder vergewaltigt, unter Strafsanktion stellt, viel schwerer die öffentliche Gelegenheitsmacherei im Annoncenteil der Tagespresse bestrafen müßte, daß aber auch ein Strafgesetz, welches die private Unsittlichkeit duldet, die durch die Presse begangene unbedingt zu verfolgen haben wird. Die 'Fackel' steht auf dem Standpunkt, daß all das, was Herrn Singer's Phantasie mit Vorstellungen vom »Sumpfe der Großstadt« und dergleichen Banalitäten aufregt, völlig gleichgültig ist vom Standpunkt des Bekämpfers der Preßkorruption und, solange es kein Verbrechen birgt, selbst vom Standpunkt des Gesetzgebers; daß es bei weitem nicht so verwerflich ist, wie die Aufnahme unanständiger Inserate, und daß es unausrottbar noch bestehen wird, wenn diese längst durch ein strengeres Preßgesetz verboten sein werden. Die 'Fackel' bekämpft die Inserate als unsittlich, die 'Zeit' beklagt die Unsittlichkeit, die sie erst aus den Inseraten entstehen läßt. Gegen solchen Stumpsinn anzukämpfen, wäre, um in der Sprache der 'Zeit' zu sprechen, eine Tantalusarbeit ... Und während ganz Wien über den Artikel 'Wiener Rückenmarksstudien' lachte, hat ihn einzig und allein die ganz unter dem Banne der 'Zeit' stehende 'Neue Freie Presse' ernst genommen. Sie erschrak heftig, und da sie schon das Kuppeln in ihren rückwärtigen Appartements nicht lassen kann, entschloß sie sich wenigstens, in den vorderen Gebetsübungen einzuführen. Jawohl, die alte Fichtegasslerin beginnt zu frömmeln. Und so ließ sie sich denn am 12. November mit einem Kretinismus, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, also vernehmen: » ... Was sind das für Männer, die ihren Frauen derlei gestatten, was sind das für Mütter, die derlei tun, ihre Töchter es tun lassen, und was wird das für eine Generation, die in Anschauungen aufwächst, daß derlei gestattet sein dürfte! Wie sollen die Kinder solcher Mütter werden? Wie sollen diese, allen Schamgefühllosbar, ihre Kinder Keuschheit und Sittlichkeit lehren, Laster von ihnen wehren, ein leuchtendes Vorbild und Beispiel ihnen sein? Weil diese und jene — man kann sich vorstellen, aus welcher Lebensprovenienz, aus welchem Sittlichkeitsmilieu heraus — es so getan, tun es plötzlich fast alle ... Viele leider wissend, was sie tun, viele hoffentlich, die kaum ahnen, wie sie sich an ihrem eigenen Ich vergehen. Und diese Letzteren sollen noch rechtzeitig gewarnt werden ... « Ja, wovor denn um Himmels willen? Nun, vor dem *Raffen der Kleider* auf der Straße! ... Man will beobachtet haben, daß sich die 'Neue Freie Presse' von der jungen Konkurrenz imponieren läßt und besondere Anstrengungen macht, sich in der Gunst der Leser zu erhalten. Jetzt, da sie vollends den Verstand verloren hat, ist sie wieder die Alte.



Ziehrer—Jubiläum

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr! Vor mir liegt eine vergilbende Partitur. Am oberen Rande des ersten der sauber und klar beschriebenen Notenblätter ist radiert worden; dort stand früher ein anderer Titel. Auf dem seitlichen Rande aber lese ich in zierlichen altväterischen Schriftzügen die Worte:

»Diese Ouverture componierte ich i. J. 1863 und überließ sie meinem Schüler *C. M. Ziehrer*, der sie am 3. November genannten Jahres, zu seinem ersten Auftreten mit seiner eigenen Capelle im Dianasaal in Wien, unter seinem (Z.'s) Namen aufführte und später sogar im Clavier—Arrangement drucken ließ. Als ich Z. nach einigen Jahren seinen eigenen Intentionen überließ, diente er, nach seinem angeborenen Geschmacke, einer so gemeinen, gassenhauerischen Richtung, daß wohl jedermann einsehen mußte: gegenwärtige Ouverture und alle als seine ersten Compositionen ausgegebenen Werke seien nicht *seinem* Gehirne entsprungen. Deshalb nahm ich auch meine Ouverture zurück und setzte sie meiner Oper 'Fiammina' vor. J. E. Hasel.«

Man hat neulich das 40—Jahre—Jubiläum eines possenhaften Qui-proquo gefeiert. Im November 1862 war's, daß die Ankündigung, es solle einen neuen Kapellmeister »à la Strauß« kennen lernen, das Wiener Publikum in den Dianasaal lockte. Compositionen von O. M. Ziehrer bildeten das Konzertprogramm; O. M. Ziehrer, so besagten die Anschlagzettel, werde sie als Dirigent der eigenen Kapelle — die ein vermögender »Bürger vom Grund« dem Sohne engagiert hatte — exekutieren. Der Autor jener Compositionen war ein armer Musiker namens Joh. Em. Hasel. Er hatte sie auch der Kapelle einstudiert. Ein Jahr lang war der junge Ziehrer sein Schüler gewesen; da überraschte den Lehrer der Wunsch der Eltern Ziehrers, daß sein Zögling am Tage ihrer silbernen Hochzeit das Debüt als Kapellmeister wagen möge. Unmöglich, erwiderte Hasel. Das ließ der Vater Ziehrer nicht gelten: »Na, machen s' ihm halt, was er braucht, es wird Ihr Schaden nit sein! Der Michi wird auch später wen haben müssen, der ihm hilft, und so können's immer beinand bleiben.« Hasel gab nach. In monatelanger unermüdlicher Arbeit bereitete er das Debüt vor. Endlich konnte er dem Schüler sagen: Ich habe mein Bestes getan, tu du jetzt das Deine. Und das Wagnis glückte, glückte über alles Erwarten. Vor das Publikum gestellt, tat C. M. Ziehrer, was er konnte: komponieren und dirigieren konnte er nicht, aber der wienerische Elan, mit dem er die Gesten eines Tanzmusikmeisters nachahmte, packte, und von einem Gebärdenschwung hingerissen, wiegte sich eine Zuhörerschaft, in deren Ohren es noch von unvergänglichen Walzern klang, in der Hoffnung, die tönende Seele der Kaiserstadt, die sich in Schubert. Lanner und Strauß verkörpert hat, werde nach einer neuen Metempsychose dereinst Ziehrer heißen.

Ich will nicht von den Jahren sprechen, in denen sich ein Debütantenerfolg zu einem lokalen Ruhm auswuchs, will nicht erzählen, wie Bände von Hasel's Tanzcompositionen und drei Hasel'sche

Operetten (die erfolgreichste war »König Jerome«) »Ziehrer« als Komponistennamen dem Wiener Publikum geläufig machten, wie Hasel die Ziehrer'sche Kapelle leitete — ihre ernsten und klassischen Programmnummern mußte er auch bei den öffentlichen Produktionen selbst dirigieren —, bis sich, ein halbes Jahrzehnt später, C. M. Ziehrer selbständig machte. Nicht als Fanatiker der geschichtlichen Wahrheit habe ich diese Reminiszenzen aufgefrischt, und ich glaube nicht, daß sie an dem Renommee, welches sich Herr Ziehrer in einem Menschenalter eigener Komponistentätigkeit erworben hat, etwas ändern können. Daß die Anfänge des Ziehrer'schen Ruhmes dunkel sind, mögen jene ohneweiters glauben, die sich neulich, da Herr Ziehrer am 9. November sowohl im 'Illustrierten Wiener Extrablatt' wie im 'Neuen Wiener Tagblatt' als Selbstbiograph zu Worte kam, überzeugt haben, wie dunkel sogar Meister Ziehrer's Erinnerung an jene Anfänge ist. Ziehrer ist sicherlich der erste Künstler, der, obgleich er nicht leugnen kann, einen Lehrer gehabt zu haben, dessen Namen verschweigt. Und dann vergleiche man die beiden folgenden Variationen des Ziehrer'schen Lebensschicksals:

'Illustriertes Wiener Extrablatt':

»Mein liebes Mutterl und mein guter Vater sahen mit Vergnügen, daß der Hutmachergesell' — das war ich — Freude an den Walzern und anderen Tanzweisen empfand, die von der Straße herauf in unsere Werkstätte drangen, und wenn Feierabend gemacht wurde, dann setzte ich mich zum Klavier — es war kein Bösendorfer Flügel — und phantasierte vor mich hin ... Die Lust zum Fabulieren ließen mir meine Eltern, und als ich eines schönen Tages ihnen erklärte, ich sei des Zylinderausbügelns satt ..., *da sagten die Eltern nicht Nein, sondern wünschten mir Glück auf den Weg.* So kam der 21. November 1862 heran ... Bei meinem ersten Konzert war der Musikverleger Haslinger anwesend, gar ein gestrenger Kritiker. Als meine Walzerkomposition vorüber war, kam er zu mir auf das Podium und bot mir 80 Gulden für das Erstlingswerk an.«

'Neues Wiener Tagblatt':

»Ich war in meiner Jugend ein vorzüglicher Tanzmusik—Klavierspieler, und es gab damals in Wien wenig Feste und Hausunterhaltungen, zu denen ich meiner obigen Eigenschaft halber nicht beigezogen und geladen wurde ... Mein musikalisches Treiben gelangte nun bis zu den Ohren Haslinger's, und eines schönen Tages erhielt ich zu meiner größten Überraschung seinen Besuch ... Er war bei mir kaum eingetreten, als er schon direkt auf sein Ziel losging und mich frug, ob ich nicht Lust hätte, Kapellmeister zu werden. Auf meine Einwendung, daß mir ja dazu alle nötigen musikalischen Studien fehlen, sagte er, das tue nichts ... Ich sprach darüber mit meinem Vater, in dessen Geschäft ich damals tätig war, *aber der Vater verweigerte mir rundweg seine Einwilligung.*« (Folgt eine Erzählung, wonach eigentlich Liszt und Richard Wagner Herrn Ziehrer zum Komponistenberuf bestimmt hätten; Haslinger habe seinen Wunsch, daß Ziehrer an der Spitze eines großen Orchesters in Wien auftrete, »trotz meines Protestes« durchgesetzt.)

Aber welche dieser beiden Variationen der Ziehrer'schen Biographie, oder ob die dritte, die ich erzählt habe, die richtige ist —:

was verschlägt das angesichts der Tatsache, daß heute Wien dem Opus 514 des Herrn Ziehrer zjubelt, daß zwei Menschenalter nach Lanner's Tode — nein, was sage ich: zwei Jahre nach Johann Strauß' Tode — der Mann, der die öden Gassenhauer des »Fremdenführer« geschaffen, unbestritten als der Repräsentant des musikalischen Wienertums gefeiert werden kann? So gewiß es ist, was J. E. Hasel auf den Rand eines Notenblattes geschrieben, daß C. M. Ziehrer »nach seinem angeborenen Geschmacke einer gemeinen gassenhauerischen Richtung diene«: noch gewisser ist, daß seine Popularität desto höher gestiegen ist, je rücksichtsloser er solchem Pöbelgeschmack frönte. Wäre es also, da doch Popularität von populus kommt, wahr, daß der populus Viennensis in unseren Tagen nichts anderes als der Wiener Pöbel ist? Schmähhlicher als alle Schmach, die uns die Verpöbelung der politischen Sitten angetan, wäre die Erkenntnis, daß von einem Wienertum, dessen musikalischem Geiste, als er in Johann Strauß webte und wirkte, Richard Wagner und Johannes Brahms einmütig wie höchstens noch in der Verehrung des Musiktitanen Beethoven gehuldigt haben, nichts übrig geblieben ist, als was in der Unkultur Ziehrer'scher Musikruditäten den adäquaten Ausdruck findet. Nicht um Herrn Ziehrer *anzuklagen*, habe ich erzählt, wie er vor vierzig Jahren berühmt geworden. Nur das Wienertum jener Zeit sollte durch den Nachweis *verteidigt* werden, daß es nicht der Ziehrer'sche Geist war, dem es sich gefangen gab. Aber auf dem Wien, in dem wir leben, würde, wenn es widerspruchslos den Ziehrer'schen Geist den seinen nennen ließe, ein unauslöschlicher Vorwurf lasten. Und darum mußte dem stillen Protest, den alle, die in Wien musikalisch schaffen und fühlen, durch ihr Fernbleiben gegen die Ziehrer—Feier erhoben haben, dieser laute folgen.

* * *

»DIE GERECHTIGKEIT¹«

Hermann Bahr in der '*Österreichischen Volkszeitung*' (über das Drama, in welchem ein Theaterdirektor darüber klagt, er müsse mitunter ein Stück annehmen und aufführen, das aus der Werkstätte eines der Kritiker stammt, die zugleich auch Autoren sind: diese Kunstrichter schimpfen zuerst weil sie ihr Stück anbringen wollen, und dann wieder, um ihre Objektivität zu beweisen):

»Der Tendenz des Otto Ernst stimme ich mit Freuden zu und ich bewundere seinen Mut. Es ist mir auch ziemlich gleich, ob sein Stück einen künstlerischen Wert hat. Der sittliche ist so groß, daß er alle anderen Bedenken verschwinden läßt. Ein tapferes Wort zur rechten Zeit gilt manchmal mehr als alle Feinheit der Artisten.«

Julius Bauer (Librettist, Kollege des Herrn Königstein und Humorist, über das Stück, in welchem ein Blatt einen Komponisten angreift, weil dessen neue Oper einem Schwank des Redakteurs den Repertoire Raum nimmt und weil der Komponist die Frau des Redakteurs im Konzert nicht mitsingen ließ) im '*III. W. Extrablatt*':

1 s. a. »DIE GERECHTIGKEIT« in Heft 122

»Die ehrliche Presse hat allen Grund, einem Autor zuzustimmen, der die Auswüchse des Standes in der Hoffnung auf Besserung öffentlich geißelt. Aber er darf nicht in Übertreibungen verfallen, wie Herr Otto Ernst ... Der gute Journalist ist ein langweiliger Patron, während die Preßbanditen der 'Gerechtigkeit' Humor im Leibe haben.«

'Fremdenblatt' (Auflage 5000):

»Und sogar der Fürst Soundso erscheint, ja antichambriert in der Redaktion, und zwar hochpolitisch, wegen der 'Erbfolgefrage', obgleich das Papierchen, genannt 'Gerechtigkeit', nach der eigenen Angabe des Eigentümers, nur 15.000 Abonnenten (in Wahrheit vermutlich die Hälfte) hat. Und ein solches Blättchen ist eine solche Gewalt, daß es einen zweiten Richard Wagner vernichten kann? ... Der Redakteur der ehrenwerten 'Morgenzeitung' ... ist als Gegengewicht in die anständige Wagschale der Journalistik gelegt. Ein etwas magerer Repräsentant. Übrigens hat seine Zeitung nur 7000 Abonnenten, weil sie zu anständig sei. Auch dieser Zug entspricht schwerlich den Tatsachen, denn *die anständige Presse* hat denn doch auf der ganzen Welt *einen größeren Leserkreis als die 'Gerechtigkeit'*.

'Wiener Morgenzeitung':

»Damit neben so viel Schatten das Licht nicht fehle, hat Herr Otto Ernst der 'Gerechtigkeit' ein anständiges Blatt gegenübergestellt, die 'Morgenzeitung', deren Redakteure sanft wie die Tauben und lautere Gentlemen sind — aber auch ein bißchen schwachköpfig.«

'Deutsches Volksblatt':

»Von dem eigentlichen Treiben im Reich der siebenten Großmacht hat Otto Ernst allerdings nur sehr vage Vorstellungen. So plump und unbeholfen, wie es der Herausgeber und die Redakteure der 'Gerechtigkeit' anstellen, um ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung so profitabel als möglich zu gestalten, *wird die Sache nicht gemacht*. Es gibt ja gewiß Blättchen, die sich sehr billig verkaufen, aber eine Zeitung von der Bedeutung der 'Gerechtigkeit', die über 15.000 Abonnenten verfügt, stellt sich zweifellos auf den Standpunkt des Halunkenstolzes Franz Moors, der zur Entschuldigung seiner Schuftereien nichts andres zu sagen weiß, als daß er sich niemals mit Kleinigkeiten abgegeben habe.«

'Neues Wiener Tagblatt':

»Der Verleger Herr Löhmann ... drückt dem Unternehmen den Stempel seines Geistes auf. Für ihn ist die Zeitung ein Geschäft wie andere auch. Er will ein Blatt schaffen, das alle gern lesen. Nur keine entschiedene Farbe! Herr Löhmann steht auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei: 'Sozialdemokraten annoncieren gerade so gut wie Konservative, und der Freisinnigen ihr Geld is auch kein Blei'. Das Inserat ist die Hauptsache; auch das schmutzigste wird aufgenommen, wenn es nur teuer bezahlt wird. Polemisieren darf man nur mit dem Auslande. Mit den Machthabern im Inlande muß man sich zu verhalten wissen ... Es mag nicht nur in Hamburg, der Geburtsstadt Otto Ernst's, sondern auch anderwärts Zeitungen genug geben, die nach ähnlichen glorreichen Prinzipien redigiert werden.«

'Neue Freie Presse':

» ... und doch ist keiner unter ihnen, der ein Lump in größerem Stiel wäre, seiner Gemeinheit eine gewisse Flugweite zu leihen verstünde, keiner, der auch nur einem Giboyer an die Seite gesetzt werden dürfte. Der heroische Freibeuter, der durch schönen Schacher mit Publizität, durch teuflisch—geniale Fälschung der öffentlichen Meinung zu Macht und Ansehen gelangt, dieser großzügige Preßbandit, zugleich ein Held und ein Halunke, wäre auf der Bühne noch zu schildern. Was hier vor unseren Augen aus dem Kehricht hervorkrabbelt, ist armseliges Gewürm.«

* * *

Heiteres aus ernster Zeit

Aus dem 'Neuen Wiener Journal' (12. November): »Ich würde der Kuriosität halber gern Einiges aus dem Gedichte zitieren, allein *ich wage es nicht*, denn das Poem trägt den Vermerk: '*Nachdruck verboten*', und Mathias Weber wäre imstande, mir einen Prozeß anzuhängen. Schade, die Leser kommen dadurch um einen wirklichen Genuß.«

* * *

[Das Raffen der Kleider]

Wie sich die Rivalität zwischen 'Neuer Freier Presse' und 'Neuem Wiener Tagblatt' äußert:

Aus der Zuschrift einer Empörten:

»Allein wenn ich sehe, wie die Kleider jetzt methodisch derart gerafft werden, daß an der jeweiligen Vorübergehenden anatomische Studien gemacht werden können, daß die Kleider dermaßen gezogen und gespannt werden, daß durch die derart knappe ange-spannte Hülle sehr oft *selbst die Muskeln* zum Vorschein treten, steigt mir die Schamröte ins Gesicht und die Empörung ins Herz.«

Aus einem Feuilleton des Herrn Pötzl:

»Die Schleppe ist ungesund, sagen die Ärzte. Wohlan, wir rafften sie auf der Straße, sagen gehorsam die Frauen. Und nun sehen wir durch das geschickte Rafften der Schleppe seitlich nach rechts oder links die Umrisse der ganzen Gestalt mit allem Reiz und Schwung, der in der Rasse unserer Weiber liegt.«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Einem Minister]

Einem Minister. Staatsmännische Haltung, Zitieren von Klassikern — seit Bismarck's Tod geht's nicht mehr. Sofort taucht sein Riesenschatten am Horizont auf, und die Sache wird parodistisch. Dazu dieses gewaltsame Flü-

geln von Worten, die keine Gedanken sind! Na, und wenn schon das Gesetz eine eiserne Tafel und die Verordnung ein Blatt Papier ist! Aber es gibt Leute, die platt auf dem Bauch liegen, wenn der österreichischen Durchschnittsbegabung (die freilich mit einer über den heimischen Durchschnitt ragenden Arbeitskraft gepaart ist) solche Worte entkeimen, und die, was wirklich nichts weiter ist als »leidenschaftslose Beharrlichkeit«, mit genialer Persönlichkeit verwechseln möchten. Aber weil ich just einen »Riesenschatten« an die Wand malte, — das war neulich ein Entzücken, als nach der endgültigen Definition dessen, was ein Gesetz, und dessen, was eine Verordnung ist, verkündet ward: Die Regierung ist »ein SCHATTEN, der über die Scholle huscht«. Welch ein Bild! Wenn man es im »Dorotheum« versteigerte, gäb's einen geringen Erlös. Das mit der Schattenregierung mag stimmen. Aber das tertium comparationis fehlt. Der Schatten huscht; er ist kein Kleber ...

[An sich unreelle Inserate]

'Zeit'—Genosse. »Welches Inserat ist an sich unreell?« Herr Singer warf am 1. November die Frage auf und antwortete. »Diese Entscheidung ist in der Tat sehr schwierig.« ... »Vielleicht ist es von VORTEIL, wenn wir an einigen Beispielen unsere Ansichten über unreelle Inserate erörtern«. Ja, vielleicht ist es von Vorteil: Die Inserenten, die sich durch die Ankündigung der 'Zeit', daß sie nur reelle Inserate aufnehmen, voreilig abschrecken ließen, haben jetzt die beruhigende Versicherung erhalten, Herr Singer sei kein unnahbar strenger Zensor, und die allgemeine Scheu vor dem Inserieren in der 'Zeit' wird vielleicht allmählich schwinden. Die Händler mit kosmetischen Artikeln z. B. brauchen bei der 'Zeit' keine Ablehnung ihrer Inserate zu fürchten: »Wenn der Besitzer eines Haarwuchsmittels ankündigt, daß seine Tinktur die Schuppenbildung verhindert, daß sie das Haar geschmeidig und weich macht und daß sie auf diese Weise vor Kahlköpfigkeit schützt, so ist diese — so hat Herr Singer entschieden — »KEIN UNREELLES Inserat«. Und deshalb durfte in derselben Nummer der 'Zeit' in einem ganzseitigen Inserat, streng reell, angekündigt werden: »Ich Anna Csillag mit meinem 185 cm langen Riesen—Loreley—Haar, habe solches infolge 14monatlichen Gebrauches meiner selbsterfundnen Pomade erhalten«. »Unreell« ist nämlich der 'Zeit' zufolge das Inserat »erst dann, wenn es etwas verspricht, was nach dem Stande der Wissenschaft oder nach den Facherfahrungen unmöglich ist oder was dem gesunden Menschenverstand DIREKT widerspricht«. Aber die Behauptung, Anna Csillag habe ihr Riesen—Loreley—Haar nicht NACH, sondern INFOLGE der Anwendung ihrer Pomade erhalten, — propter hoc, weil post hoc — widerspricht dem gesunden Menschenverstand bloß indirekt. Soll man vollends der 'Zeit' zumuten, daß sie das Publikum nicht nur gegen eine Schädigung der Gesundheit, sondern auch gegen Bewucherung schütze? Vielleicht ist es von Vorteil — für das Publikum —, wenn wir an einem Beispiel auch die Ansichten der 'Fackel' über unreelle Inserate erörtern: Eine Lösung von übermangansaurem Kali ist ein nützliches Zahnwasser. Man kann für zwei Kreuzer übermangansaures Kali in einer Droghandlung kaufen und die Lösung selbst bereiten. Man mag ein Übriges an Vorsicht tun und sie für zwanzig Kreuzer in der Apotheke bereiten lassen. Aber das Inserat, das eine parfümierte Lösung von übermangansaurem Kali als »Dr. N.'s Zahnwasser, die Flasche zwei Kronen« empfiehlt, ist unreell. Soll's Herr Singer darum ablehnen? Beileibe nicht! Nur ist einer Anständigkeit, die immerfort auf den Geldsack klopft und immerzu ängstlich horcht, ob er noch gefüllt sei, die furchtlose Offenheit beiweitem vorzuziehen, welche die »in der Tat sehr schwierige Entscheidung« längst getroffen hat: An sich unreell sind nur jene Inserate, deren Aufgeber nicht zahlungsfähig sind.

Jurist. Von einem Richter, der in einem Ehebruchsprozesse zu judizieren hatte, meldet die Gerichtssaalchronik: »Er versuchte den Gatten zu bewegen, jetzt, so viele Monate nach der Scheidung, seine Klage nicht aufrecht zu halten; als geschiedener Gatte habe er ja kein Interesse, daß auch die Frau bestraft werde, er möge sich vielleicht auf Verfolgung des Nebenbuhlers beschränken« ... Er hielt dem Manne vor, daß seine Klage eigentlich höchst sonderbar erscheine. Nach vollzogener Scheidung sei er eifersüchtig und klage, doch mit zweifelhafter Aussicht auf Erfolg, denn die Scheidung, die von Pflichten entbinde, hebe auch Rechte auf, und überdies liege kein strikter Beweis vor. — Kläger: Kein Beweis? Die Frau gesteht ja! — Richter: Sie gesteht, drei Tage bei dem Herrn Ingenieur gewohnt zu haben. — Kläger: Ist das nicht genug? — Richter: Nein, ich wenigstens kann daraus kaum die volle Überzeugung schöpfen, die zu einer Verurteilung erforderlich ist. Ich rate Ihnen also dringend, auf einen Ausgleich einzugehen; was soll Eifersucht nach Monaten der Scheidung? — Frau K.: O, es ist nicht Eifersucht, es ist Rachsucht! Und doch bin ich unschuldig! — Kläger: Ah, unschuldig! — Richter: Es scheint doch die Rachsucht das Motiv der Klage zu sein! Welchen Vorteil haben Sie aus einer Verurteilung? — Kläger: Sie hat mich schon so lange hintergangen! — Richter: Das Alte ist verjährt« ... Du ahnst gewiß nicht, lieber Leser, daß dieser milde Richter identisch ist mit dem von jenem andern Ehebruchsprozeß (siehe »Sittlichkeit und Kriminalität«) bekannten Gerichtssekretär Dr. Mayer vom Bezirksgericht Wieden! So »ganz und gar verändert«! Und wieder könnte man »Lear« zitieren: »Was ihm mißfallen sollte, scheint ihm lieb, — Was ihm gefallen, leid.«

[Ein neuer Reklametrück]

Kenner. Kritische Entrüstung über eine zotige Komödie ist ein alter Reklametrug und die Wiener Blätter haben ihn gegenüber der »Einquartierung« im Josefstädter Theater meisterlich gehandhabt. Nie sind die erotischen Instinkte des Publikums von entsetzteren Wächtern der Sittlichkeit aufgepeitscht worden. Herr Gabor Steiner, der Pächter von Danzers Orpheum, versuchte die Methode, die in der Josefstadt sich so gut bewährt hat, auf die Wirkungen der Kolportagedramatik anzuwenden, und versendete an die ihm dienstbare Presse Rezensionen, in denen er vor dem Besuche einer Programmnummer des Orpheums »warnt«. Er schrieb wörtlich:

»Die Aufnahme, die das Schauspiel 'Am Telefon' in Danzers Orpheum täglich findet, ist eine ganz eigenartige. Von dem Moment an, wo Marex (Herr Wiene) die Bühne verläßt, bemächtigt sich hauptsächlich des Damenpublikums EINE GEWISSE UNRUHE, die sich FORTWÄHREND STEIGERT. Bei der Schlußszene des ersten Bildes, die die Angst der Frau Marex und der Kinderfrau veranschaulicht, nimmt die AUFREGUNG SCHON DERARTIGE DIMENSIONEN AN, DASS EIN GROSSER TEIL DER WEIBLICHEN BESUCHER DEN ZUSCHAUERRAUM VERLÄSST, und während des zweiten Bildes SIEHT MAN EINE GROSSE ANZAHL DAMEN IN DEN FOYERS UND GARDEROBERÄUMEN AUF— UND ABGEHEN, die ab und zu bei den Glastüren des Parketts die Vorgänge zu verfolgen trachten. Im Hause selbst hört man während des kurzen Zwischenaktes vom ersten zum zweiten Bild EIN FORTWÄHRENDES GESUMME, das, sobald der Vorhang sich hebt, VERSTUMMT. Während des zweiten Bildes verhält sich das Publikum DERART RUHIG, daß man VORGESTERN JEDEN REGENTROPFEN, DER AUF DAS DACH DES HAUSES FIEL, HÖREN KONNTE. Nach dem zweiten Bilde zeigt der Beifallssturm deutlich, daß der Zuschauer ERLEICHTERT AUFATMET.« ...

Ich weiß nicht, ob hier die Abschreckungstheorie so gute Dienste getan hat wie im Josefstädter Theater, dessen Kritiker auch ohne Vorlage einer Musterrezension aus der Theaterkanzlei den »Ton« trafen. Die Kenntnis von der Selbstanzeige des Herrn Gabor Steiner verdanke ich der 'Arbeiter—Zeitung', die sich über die »neueste Reklamemethode« weidlich lustig macht und mitteilt, jener Waschzettel sei »den Zeitungen« von der Direktion des Orpheums zugesendet worden. Damit hat sie freilich die eine Frage, die der Leser frei hat an das Schicksal, nicht beantwortet: Wie ist sie selbst in den Besitz jenes Dokuments gelangt? Ich will an ihrer Stelle antworten. Herr Steiner hat den Waschzettel der 'Arbeiter—Zeitung' so gut wie allen anderen Wiener Blättern, mit denen er in Geschäftsverbindung steht, gesendet. Die Blätter übernehmen mit dem Inseratenlohn die Verpflichtung, die Reklamenotizen des Orpheums im Textteil einzuschalten. Ohne Murren ist die 'Arbeiter—Zeitung' bisher dieser Verpflichtung nachgekommen, und oft genug hat sie Wiens Proletarier davon verständigt, daß der Zuzug zu der Stätte, wo alberne Gassenhauer ertönen und fleischfarbene Trikots zu sehen sind, nicht fernzuhalten sei. Diesmal hat sie die Selbstkritik des Herrn Gabor Steiner glossiert und — abgedruckt: die ALLERNEUESTE Reklamemethode, gegen die der Geschäftsfreund gewiß nichts einzuwenden haben wird. Daß die 'Arbeiter—Zeitung' mit ihrer Glosse Herrn Gabor, dessen Inserat sie in derselben Nummer bringt, ernsthaft zu Leibe wollte, kann ich nicht glauben, da ich sie einer derart flagranten Vertragsuntreue nicht für fähig halte.

[Verkehrsstörung]

Passant. Wir dachten immer, der »Depeschensaal« sei ein neuer Hebel des »großstädtischen Verkehrs«. Und jetzt? Dort, vor dem Depeschensaal, durch die Kärntnerstraße zu gehen« — so rühmte die 'Zeit' am 9. November —, »war bei der KOLOSSALEN VERKEHRSTOCKUNG unmöglich.« Vom Tage der Wiener Landtagswahlen ist die Rede und von der Verkehrsstörung, die in der belebtesten Straße der Inneren Stadt eintrat, als im Schaufenster des Depeschensaales die »kultur—aktuellen« Porträts der Herren Schneider, Gregorig usw. erschienen. Und nun bleibt die Frage offen: Hemmen die Herren Schneider und Gregorig die Kultur, oder hemmen ihre Porträts bloß den Verkehr und fördern die Kultur? Jedenfalls klagt Herr Singer, nachdem die Polizei mit Recht dem Skandal ein Ende gemacht hat, über — Reaktion.

[Die junge Kraft]

Gourmand. Wie die Wiener Blätter die traurig—ernste Trikot—Affäre des Burgtheaters besprochen haben? Jedes von seinem Standpunkt. Der Artikel, den das 'Neue Wiener Journal' brachte, begann mit den Worten: »TRIKOTS! Ein Wort, bei dem die ÄLTESTEN LEBEMÄNNER etwas wie Jugendkraft spüren. Trikots von Schauspielerinnen! DIE SACHE WIRD PIKANT. Wir wollen sie IN ALLER RUHE erzählen ... « Und endete mit den Worten: »Eine ernste Frage drängt sich aber bei diesem Anlasse auf: WIE STEHT ES MIT DEN TRIKOTS DES BALLETKORPS DER K. K. HOFOPER? GRAFEN UND BANKDIREKTOREN HABEN EIN RECHT AUF BERUHIGENDE AUFKLÄRUNG.« ... Sie meinen, daß Grafen und Bankdirektoren weniger Furcht und Besorgnis als Ekel empfinden? Sie meinen, daß die ältesten Lebemänner, wenn sie dergleichen lesen, allerdings »etwas wie Jugendkraft« spüren, aber die neu erwachte an dem Verfasser jenes Artikels erproben möchten? Daß doch dieses Schandblatt, wenn es sich schon zu einem »Original—Bericht« entschließt, um keinen Preis von seiner Linie — oder sagen wir von seinem Strich — abweichen will! Wer jenen Artikel, der am 25. Oktober erschien, »Die Trikots am Burgtheater. EINE SCHMIERENGESCHICHTE« betitelt war und trotz dem konstatierten asexuellen Charakter der Trikotaffäre immer wieder schieflend von der »ansteckenden Hautkrankheit« sprach, verfaßt hat? Vielleicht

eine »allerjüngste Kraft«, die für »Pikantes« angestellt wurde, da die junge jetzt edleren Zwecken dienen muß. Ein Publizist, der mich und »alle, die mit mir verkehren,« für ehrlos erklärt, besitzt offenbar einen solchen Fonds von Ethik, daß ihm die Abfassung der zitierten Erbärmlichkeiten, und wenn sie selbst der Chef befähle, nicht zuzutrauen ist. Denn daß er mich durch einen Drohbrief »eingeschüchtert« hat und ich nur deshalb im Monat September an ihm nichts auszusetzen hatte, ist eine seiner Übertreibungen. Seit jenen berühmten Ischler und Gmundener Plaudereien, die meinen Beifall nicht fanden, hat sich der Mann wirklich und wahrhaftig »auf Anekdotisches beschränkt« und einsehen gelernt, daß die Erregung von Langeweile ein ehrsameres Handwerk ist als die Erregung geschlechtlicher Begierde. Gegen eine Kommentierung der Tatsache, daß der Sänger Slezak eine Gansleber als Geschenk bekommen hat, und gegen die interessante Mitteilung, daß ein Berliner Theaterdirektor, der nach Wien zur Premiere der »Dubarry« eilte, die Speisenplatte, die ihm in Prerau in den Zug gereicht wurde, bis Wien auf dem Schoße behielt, ist schließlich und endlich nicht viel einzuwenden. So habe denn eher ICH einschüchternd, jedenfalls erzieherisch gewirkt. Und mein unerschrockener Bekämpfer (den ich eines Rückfalls, wie ihn der Trikot—Artikel bedeuten würde, nicht für fähig halte) mag, meinen Einfluß dankbar erkennend, mit Nestroy ausrufen: »Ich habe einen Gefangenen gemacht, und er läßt mich nicht mehr los!«

»Lori II.«, G. B., und anderen freundlichen Briefschreibern. Besten Dank.

»Eine Wette«. Die erste Nummer der 'Fackel' erschien am 1. April 1899. J. L. Sie vergaßen, Ihre Adresse anzugeben.

[Reformkleider]

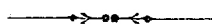
Leser. In den Feuilletonspalten des »Neuen Wiener Tagblatt« tobt der Kampf zwischen Snobtum und Philisterium mit unverminderter Heftigkeit fort. An dem Problem der »Reformkleider« hat er neue Nahrung gefunden. Herr Bahr ist natürlich dafür, Herr Pötzl natürlich dagegen. Und es ist appetitlich anzusehen, wie die beiden Herren ihre Ansicht von den physischen Vorzügen der Weiblichkeit verteidigen. Herr Bahr kompromittiert aus alter literarischer Neigung die prärafaelitischen Gestalten, Herr Pötzl spottet jener »bedauernswerten Geschöpfe, die aus lauter 'LINIEN' bestehen und darum öffentlich von den CHORAGETEN EINER GEWISSEN HYPERÄSTHETISCHEN RICHTUNG vergöttert werden.« »Im Stillen«, meint er indiskret, »sind diese guten Herren gewöhnlich kräftigen Erscheinungsformen — was man so 'mollet' nennt — auch nicht ganz abgeneigt. DAS MIT DER LINIE IST NÄMLICH NUR EINE POSE, UM WIEDER EINMAL ANDERS ZU SEIN ALS DIE ANDEREN. Das kennen wir schon und lassen uns nicht mehr verblüffen.« Nach wie vor stellt Herr Pötzl das »Wäscherhädl« als den Typus vollendeter Weiblichkeit hin, macht durch allen Wandel der Zeiten sein Recht auf Vollbusigkeit geltend und feiert überhaupt wieder einmal eine Orgie der Gesundheit. Jetzt wissen wir's also: Herr Bahr ist für die hektischen Schlanke, Herr Pötzl mehr für die Molleten, Mudelsauberen, Riegelsamen, G'statzi-gen und Pakschierlichen. Des gewaltigen Wilhelm Singer Privatgeschmack bleibt den Leserinnen des 'Neuen Wiener Tagblatt' verborgen. Er breitet bloß in unerschütterlicher Objektivität segnend seine Hände über die streitenden Redakteure ...

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

Die vorliegende Nummer ist anstatt vom »Anfang November« von »Mitte November« datiert, da ihr — wegen Übersiedlung der Redaktion und des Verlages — verspätetes Erscheinen den Widerspruch zwischen dem Datum des Umschlagblattes und dem der ersten Seite allzu fühlbar gemacht hätte. Auf das Abonnement das sich (siehe die 2. Umschlagseite) nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern erstreckt, hat das Entfallen eines Heftes — im vorliegenden Fall lediglich die Veränderung eines Datums — natürlich nicht den geringsten Einfluß.



Jene P. T. Postabnehmer, deren Abonnement mit Nr. 117 abgelaufen war, werden für den Fall der Erneuerung desselben ersucht, den der Nr. 118 beigelegten Erlagschein zu benützen.



Die Adresse des Verlages der 'Fackel' lautet:

IV. Schwindgasse 3.



Wir ersuchen dringend, Zuschriften administrativer Art, als da sind: Abonnementaufträge, Angaben veränderter Adressen, Reklamationen, nicht an den Herausgeber, sondern an den Verlag zu adressieren, da die Übersendung derartiger Mitteilungen an den Herausgeber die Erledigung verzögert oder verhindert.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3